

PASCAL WOKAN

DIE PALADINE

Streiter des Lichts



LESEPROBE

Prolog

Das Ende war nahe.
Der Himmel versank in völliger Schwärze, tauchte die Welt in kaltes Zwielflicht und tränkte das Land mit Bosheit. Weit unten im Tal wanderten die Teufel, die von der *Verheerung* verschlungen waren – missgestaltete Leichen, ohne eigenen Willen. Nun drangen sie auf die letzten Verteidiger Méridors ein, um sie für die Sünden der Menschheit zu bestrafen. Ein ewiger Tod. Denn wer in die Verheerung geriet, der wurde zu einem Teil von ihr.

Cosme stand auf der Mauer über dem Tor, beide Hände auf die Brustwehr gestützt, und starrte mit brennenden Augen nach unten. Die Teufel füllten das gesamte Tal aus, erstreckten sich über den Horizont und hatten einen undurchdringlichen Ring um die letzte freie Stadt Méridors geschlossen.

Es rasselte und klapperte, als sich die Wesen gegen das Tor warfen, während andere von hinten nachdrängten. Sie trommelten gegen die Flügel, trommelten und trommelten – es klang wie Donnerschläge. Eine formlose Masse aus verdrehten Gliedern, eine geifernde, willenlose Heimsuchung. Doch sie gaben keinen Laut von sich. Dies war die letzte Stille.

Die Stille der Verheerung.

»Wir werden alle sterben«, flüsterte Cosme.

Suero trat neben ihn. Genau wie Cosme war er als Stadtwache in eine weiße Paladiumrüstung gekleidet, darüber ein goldener Wappenrock. Das Gesicht war hinter einem spiegelglatten Visier verborgen und in einer Hand hielt er ein Cazoleta-Schwert gepackt, ein Korbschwert mit langer Klinge, die schon so manchen Teufel durchbohrt hatte. Kein Blut haftete

daran, denn die Ungeheuer konnten weder bluten noch Schmerz empfinden. Sie waren das, was die Verheerung ihnen entgegenwarf, um alles Licht in Finsternis zu tauchen.

»Noch ist der Krieg nicht verloren, Cosme«, sagte Suero. »Noch stehen wir.«

»Seit Wochen kämpfen wir. Ohne Schlaf. Ohne Rast. Suero ... ich kann nicht mehr.« Cosme grub die gepanzerten Finger in den Stein. »Ich kann einfach nicht mehr!«

»Wenn es noch einen Gott dort draußen gibt, wird er uns erhören. Er wird ...«

»Sie sind alle tot!« Cosme atmete zitternd ein. »Aber selbst ein Gott könnte das hier nicht mehr aufhalten!« Er wies zu den Teufeln. Die meisten waren mit ineinanderverwachsenen Kristallen und verkrusteten Steinplatten überwuchert. Einigen waren die Köpfe eingeschlagen, anderen fehlten ganze Glieder; sie waren stecken geblieben, als sich die Teufel aus dem Boden oder ihren Gräbern befreit hatten. Sie krochen über den Boden, krabbelten wie Spinnen, wankten umher. Hässlich. Verdreht. Falsch.

»Wir stehen bis zum letzten Verteidiger zusammen.« Suero nickte zu den Männern, die auf der Mauer verteilt waren und die Armbrüste spannten. Überall surrten und klapperten die Sehnen, als eine Salve abgeschossen wurde. Es waren so viele Teufel, dass die Bolzen sie nicht verfehlen konnten und einige von ihnen mit verdrehten Gliedern niederstürzten.

Die Männer griffen nach weiteren Bolzen, ganz ruhig und gelassen. Sie waren die besten Schützen Méridors und hatten die Hauptstadt bis zur letzten Schlacht verteidigt. Auch wenn jeder von ihnen wusste, dass sie nicht gewinnen konnten. Die Verheerung war die Strafe für all ihre Sünden. Die Götterdämmerung.

Das Ende.

Armbrüste sangen und Bolzen surrten. Teufel starben unten im Tal. Die Schützen zielten erneut, ließen die Bolzen davonfliegen und nahmen die nächsten zur Hand. Cosme hörte den Befehl von unten, ehe weitere Geschosse von den Mauern herabkamen. Noch mehr Teufel stürzten zu Boden, zappelten und zuckten im Staub. Doch mit jedem Gefallenen drängten neue nach und schlossen die Lücken.

Nun kletterten die Teufel. Sie gruben ihre Klauen in den zernarbten Stein und zogen sich so an der Mauer hinauf. An den meisten Stellen kamen sie nur langsam voran und wurden von den Steinen, Pfeilen und Bolzen, die von der Brustwehr herunterflogen, wieder in die Tiefe gerissen. Cosme konnte es wegen des Zwielfichts nicht richtig erkennen, aber an der äußersten linken Seite ging es etwas schneller, dort, wo die Teufel fast durchgebrochen waren. Am Tor jedoch warfen sie sich mit aller Macht dagegen; sie zertrampelten ihre Verbündeten, wankten zwischen Leichen umher, um in die Stadt zu gelangen.

»Holt sie vom Tor weg!«, brüllte Suero. »Weg mit ihnen vom Tor!«

Die Armbrustschützen schossen und duckten sich schnell, wenn ihnen die Bolzen um die Ohren flogen. Ein Speer zischte über Cosmes Kopf hinweg und ging irgendwo weiter unten verloren. Männer fluchten. Ein Soldat, der sich über die Brustwehr gebeugt hatte, wurde kreischend in die Tiefe gerissen, als ein Teufel ihn packte. Zwei andere, die mit ihren Speeren zustachen, mussten die Waffe hergeben, als die Teufel danach griffen.

Dort, wo die Teufel niedergingen, kletterten andere darüber, bildeten allmählich eine Rampe aus leblosen Körpern, die sie leicht erklimmen konnten.

»Das sind zu viele«, raunte Cosme. »Viel zu viele ...«

Die Götter waren tot. Trotzdem hielt er am Glauben an sie fest. Sein ganzes Leben hatte er ihnen gewidmet und nie eine Gegenleistung

verlangt. Aber heute, kurz vor seinen letzten Atemzügen, bat er sie um Beistand. Sein Glaubensfunke war alles, was ihm geblieben war.

Die Hand eines Teufels klatschte auf die Mauerbrüstung, eine verfallene Klaue, die über den Stein schabte. Ihr folgte ein Arm, hässlich und verkrümmt, überwuchert mit winzigen rot leuchtenden Kristallen wie aufgerichtete Kämme. Nun kamen der eingedrückte Kopf, die leeren Augenhöhlen, in denen kein Lebensfunke loderte, und der eingeschlagene Kiefer zum Vorschein. Stattdessen steckte in einer der gefiederte Schaft eines Bolzens. Die Haut war schon lange vertrocknet und das Fleisch darunter verdorrt. Zurückgeblieben war ein mit Stein bewachsenes Skelett, das der Verheerung dienlich war.

Cosme hieb mit dem Rapier tief in den Knochen knapp unterhalb des Ellenbogens. Die Klinge traf auf Stein und ließ seine Hand vibrieren. Das brachte ihn lange genug ins Stolpern, dass der Teufel die Mauer hochkletterte, obwohl der Unterarm nur noch an einem sehnigen Faden hing und eine schwarze, ölige Flüssigkeit zäh hervortropfte.

Der Teufel griff Cosme mit der anderen Klaue an, aber es gelang ihm, das Geschöpf am Handgelenk zu packen, seitlich gegen das Knie zu treten und es zu Boden zu werfen. Bevor es wieder aufstehen konnte, schlug Cosme ihm den Kopf ab und eine Staubwolke schlug ihm entgegen. Köpfen war das Einzige, was gegen diese Ungeheuer half.

Mit zitternden Knien stand Cosme auf und suchte nach dem nächsten Feind. Nur wenige Schritt entfernt zerrten drei Teufel einen Mann über die Brüstung und rissen ihn in Stücke. Daneben hatte ein Dutzend der Wesen die Mauer erklommen und bedrängte zwei Armbrustschützen, die Bolzen um Bolzen schossen, aber die Köpfe nicht trafen. Die Spitzen steckten tief in den Körpern, während sich die Teufel mit weit aufgerissenen Mäulern auf sie warfen.

»Die Götter haben uns verlassen!«, schrie einer der Männer. Dann rammte ein Teufel seine krummen Zähne in dessen Hals. Blut spritzte in hohem Bogen. Der Mann ging qualvoll zugrunde.

Irgendwo schrie Suero: »Das Tor! Haltet das ...«

Cosme hatte völlig den Überblick verloren. Überall bewältigten die Ungeheuer die Mauer, ergossen sich wie eine reißende Flut über die Brüstung und rissen jeden Verteidiger mit sich. Die Männer kämpften, brüllten, schossen und schwangen die Rapiere. Aber sie konnten dem Feind nicht standhalten. Und weiter unten kratzten, schabten und hämmerten die Teufel immer noch gegen das Tor.

Etwas warf sich auf Cosme und drückte ihn zu Boden. Eine hässliche Fratze spie ihm einen stinkenden Schwall Verwesungsatem entgegen. Er warf sich herum, packte den Teufel mit der gepanzerten Hand an der Kehle und drückte zu. Das Maul hing knapp über ihm und schmieriger Geifer troff ihm entgegen. Seine Finger trafen sich in der Mitte und der abgetrennte Kopf kippte zur Seite.

Cosme schleuderte das Wesen fort, suchte nach seinem Rapier, das er verloren hatte, und stand taumelnd auf. Zwei Schritte kam er weit, ehe er in einer Blutlache ausrutschte und stürzte, wobei er sich beinahe selbst aufspießte. Er kroch auf den Knien, überall wimmelten Teufel über die Mauerbrüstung, bevor er sich mühsam wieder aufrichtete. Dann hackte er einem Wesen den Arm ab und durchschlug glatt den Hals eines weiteren, als es über die Zinnen lugte. Er setzte nach, zog keuchend die Luft ein und sah über die Brustwehr nach unten.

Und erschauerte vor Furcht.

Dort unten wimmelte ein Meer aus Leibern wie Maden im Dreck. Doch dahinter, viel zu nahe, befreite sich etwas aus dem Stein und schleuderte Hunderte der Teufel umher. Ein Arm reckte sich in die Luft und schob sich vor den Himmel; die Bruchkanten waren noch deutlich erkennbar.

Der Arm donnerte auf den Boden und brachte ihn zum Erzittern. Dann richtete sich das Wesen auf.

Es war gänzlich aus massiven Kristallblöcken geformt, die in gleißendem Rot glühten. Anstelle eines Kopfes besaß es ein Loch, das von knöchernen Auswüchsen umgeben war, und die Arme waren sehnig und lang.

Der Koloss setzte sich in Bewegung, zertrampelte auf seinem Weg mehr Teufel, als die Verteidiger Méridors bislang hatten bezwingen können, und hielt auf das Tor zu, während der Boden unter seinen stampfenden Schritten erbebte.

Die Kämpfenden hielten inne. Alle sahen dem Koloss entgegen, der nun wie ein Gebirge vor der Mauer aufragte und seine Faust reckte.

»Bei allen vergangenen Göttern ...«

»Haltet den Koloss auf!«, schrie Suero. »Haltet ...«

Den Rest hörte Cosme schon nicht mehr, denn nun fegte der Koloss mit der Hand über die Mauer. Er konnte nur knapp ausweichen, warf sich auf die Treppe und schlug er auf die Stufen.

Dabei hörte er einen Schmerzensschrei, der ihm durch Mark und Bein schnitt.

Cosme biss die Zähne zusammen und wuchtete sich hoch. Er schleppte sich über den leer gefegten Mauerabschnitt, der einem Schlachtfeld glich, und taumelte auf die Leichen seiner einstigen Kampfgefährten zu.

Sie waren alle tot.

Weitere Teufel zogen sich auf die Mauer, wankten darüber in die Tiefe und gelangten in die Stadt. Sobald sie auftrafen, schleppten sie sich einfach weiter – auch wenn ihnen beim Aufprall Körperteile abplatzten.

So viel Leid ...

Der Koloss hieb wie von Sinnen auf die Mauer ein, jeder Schlag erschütterte die gesamte Stadt, und verletzte die eigenen Hände immer stärker; Finger zertrümmerten, hausgroße Kristallbrocken fielen auf die Teufel vor

dem Tor nieder. Es machte ihm nichts aus – warum auch? Er war ein seelenloses Ding, das der Verheerung diente.

So viel Tod ...

Der Koloss wandte sich ihm zu. Das Wesen stemmte beide Hände auf die Mauer, zersplitterte die Zinnen darunter und schob seinen wuchtigen Oberkörper über die Mauer. Er hob einen Arm und der Schatten senkte sich auf Cosme.

Es ist vorbei ...

Cosme sank kraftlos auf die Knie und erwartete den Tod.

Wirbelnde Schemen huschten an ihm vorbei; sie metzelten lautlos eine Gruppe Teufel nieder, drückten sich an den Zinnen ab und sprangen auf den Koloss. Dort hangelten sie sich empor und schlugen auf eine Stelle in der Brust ein.

Ein lautes Knacken ertönte, als wäre der Himmel entzweigebrochen, und das Glühen erlosch. Bevor der Koloss in Abertausend Splitter zerfiel und die Teufel unter sich begrub, drückten die Gestalten sich ab und landeten neben Cosme auf der Mauer.

Er stand auf und war wie gebannt. Menschen in wallenden Gewändern und mit verhüllten Gesichtern. Schwarz und rot, grün und sandfarben, behängt mit Bandalieren, in denen reihenweise Messer aufblitzten. Einige trugen Klingen an den Unterarmen, andere metallene Krallen an den Händen.

Cosme jagte ein kalter Schauer über den Rücken und sein Mund war plötzlich ganz trocken. Er hatte Gerüchte über sie gehört. Eine geheime Gilde aus Attentätern, deren Seelen so schwarz waren wie die Abgründe der Verheerung.

Assassinen ...

Der Anführer, eine hochgewachsene Gestalt in Blutrot, schickte die anderen davon. Lautlos wie Schatten verteilten sie sich auf der Mauer und brachten einen Teufel nach dem anderen zu Fall.

Cosme nahm sein Rapier auf und wies mit der Spitze auf den Anführer. »Ihr seid hier nicht willkommen, Assassine!«

Der Anführer sah sich geduldig um. Einige Hundert Teufel hatten es in die Straßen von Candaloze geschafft und zogen dort mordend umher, während die Schreie der Sterbenden um sie gellten.

»Ihr habt keine andere Wahl, Hauptmann.« Die raue Stimme einer Frau.

»Warum kämpft Ihr für uns?«

»Das Ende aller Dinge ist gekommen, Hauptmann.«

»Ihr seid Mörder, die nur sich selbst Rechenschaft ablegen! Die Götter ... Sie haben Euch verflucht!«

»Das haben sie.« Die Gestalt nickte langsam, bevor sie sich kerzengerade aufrichtete. »Und wo sind die Götter nun?«

Cosme schwieg.

Die Frau zeigte mit knapper Handgeste über das Schlachtfeld. »Wir wandeln in den Schatten, um dem Licht zu dienen. Dieses Licht schwindet.«

»Wir haben verloren. Die Verheerung ...«, er atmete zitternd ein, als er Sueros zerrissene Gestalt entdeckte, »sie kann nicht besiegt werden.«

Die Erde erzitterte.

Cosme fing sich an den Zinnen auf, sonst wäre er gestürzt. Ein steinerer Arm reckte sich vor ihm gen Himmel, so nahe, als könnte er danach greifen, und schüttelte Staub und Splitter umher. Die Hand fuhr nieder und zertrümmerte einen Mauerabschnitt neben ihm; der gesamte Wall stürzte ein und riss die letzten darauf stehenden Männer in den Tod.

»Nein ...«, keuchte Cosme.

Der Kolossarm riss eine Schneise der Verwüstung in den Mauerabschnitt. Dann befreite er seinen massiven Körper, der aus ineinanderverdrehten und verwachsenen violetten Kristallen bestand, aus dem Untergrund und stemmte sich empor.

Es krachte, als ob der Himmel endgültig eingestürzt wäre. Die Welt wurde plötzlich gleißend hell und zäh wie Suppe, während der Lärm von überall widerhallte. Cosme stolperte durch diese Traumlandschaft, das Schwert rutschte ihm aus den ungeschickten Fingern, und er taumelte gegen einen Trümmerblock. Hastig versuchte er, die Waffe zu packen, während sie sich wie eine Schlange in seinen Händen wand und er zu begreifen versuchte, was gerade passierte.

Etwas Warmes tropfte ihm ins Auge. Er schob sein Visier hoch und betastete sein Gesicht. Verständnislos sah er auf den roten Finger. Blut. *Sein* Blut.

Neben ihm lagen Dutzende Leichen verstreut, verdreht und mit Gliedern, die in unmöglichen Winkeln abstanden. Einige darunter waren Assassinen. Er kroch dorthin, suchte nach Überlebenden.

Ein Schatten senkte sich auf ihn.

Cosme warf sich zur Seite, gerade rechtzeitig, bevor die Kolosshand herunterkrachte und die Mauer dem Erdboden gleichmachte. Mit rudern- den Armen fiel er in die Tiefe, bekam Staub und Splitter in den Mund, und suchte nach einem Halt. Er bekam eine Bruchkante zu greifen, kratzte mit den gepanzerten Fingern über den Stein und fing sich ab.

»Ahhhh!« Seine Schulter spannte so sehr, als könnte sie zerreißen. Er griff mit der anderen Hand zu, hievte sich hoch und rollte über Brocken, der aus dem Wall gefallen war. Einen Moment war er nur damit beschäftigt zu atmen.

»Noch am Leben ...« Er keuchte. »Bin noch ... am Leben.«

Dann sah er sich um.

Die Welt war ein Trümmerfeld. Die gesamte Mauer war eingestürzt, genau wie ein Teil der vorderen Stadt. Die Gerippe einst prächtiger Bauten und Türme ragten aus dem Staub hervor und dazwischen wankten verzehrte Gestalten umher, wie Geister im Nebel.

Cosme stützte sich auf Hände und Knie, während sich sein ganzer Leib vor Schmerzen zusammenzog, und betrachtete das Chaos um ihn herum. Kälte breitete sich in ihm aus, erfüllte seine Glieder mit Taubheit und sein Herz mit Verzweiflung.

»Warum?« Seine Stimme war ein geistloses Krächzen. »Warum haben uns die Götter verlassen?«

Ein weiterer Koloss schob sich durch die Bresche, die Steine platzten unter ihm auf, und gelangte in die Stadt. Zwischen seinen stämmigen Beinen wimmelten Hunderte Teufel umher.

Die Verheerung würde nun Candaloze verschlingen und damit fiel ganz Méridor. Die Assassine hatte recht. Das Ende aller Dinge war gekommen.

Doch aus irgendeinem Grund gab Cosme nicht auf. Seine Paladiumrüstung hatte ihn bislang vor allen Angriffen bewahrt. Er hatte überlebt. Bei der Verheerung, er war ein Wächter Méridors! Wenn es irgendwo dort draußen noch einen Gott gab ... wenn es irgendwo dort noch eine Macht gab, die gegen die Verheerung kämpfte ... dann wollte er seinen Glauben nicht aufgeben.

Er wuchtete sich hoch und betrachtete den blutroten Sonnenkranz. »Ich gebe nicht auf!« Er ballte die Fäuste so fest, dass es schmerzte. »Ich. Bin. Ein. Paladin!«

Mit einem tiefen Wummern schoss in der Ferne eine gleißende Säule in den Himmel; sie durchdrang die Finsternis und bohrte ein Loch hinein. Eine Säule aus *Licht*, die Hunderte von Schritt in die Höhe stieg.

Dann entzündeten sich funkenartige Lichter wellengleich über dem Horizont, dem Land, den Teufeln und der Stadt. Weitere stoben auf,

umgeben von einem Schimmer, als wären sie ein göttlicher Ruf, der endlich erhört worden war.

Ganz Méridor wurde in diesen reinigenden Wellen gebadet. Sie durchführten Cosme, ließen ihn erbeben und erzittern, während sein Körper mit neuer Energie geflutet wurde.

Er schloss die Augen. Das Gesicht eines alten, grimmigen Mannes erschien vor ihm. Ein Name schoss wie ein Pfeil durch Cosmes Kopf und er wusste nun, dass ein neuer Gott seine Gebete erhört hatte.

Das Palindrom.

Cosme atmete ein.

Als wäre er aus der Dunkelheit ins Tageslicht getreten, erwachte etwas in ihm zu neuem Leben. Seine Muskeln fühlten sich straffer an, die vielen Verletzungen waren verschwunden und aus seiner Rüstung stieg wabernde Helligkeit wie weißer Dunst.

Er war umgeben von einer Mandorla aus Licht wie ein Heiligenschein.

Der Segen Gottes.

Cosme wagte einen Schritt und das reinigende Feuer in seinem Herzen war wie eine tiefe Wärme der Zuversicht. Er trat an den Rand und ließ seinen Blick schweifen. Viele Teufel waren zu Asche verbrannt und der Koloss zerfallen. Aber schon drängten die nächsten vom Tal hinterher.

Aus irgendeinem Grund vertraute Cosme diesem göttlichen Erlebnis und stieß sich von der Kante ab. Als heller Stern schoss er über den Abgrund und fuhr wie eine Naturgewalt zwischen den Teufeln nieder.

Ein Gong ertönte wie von riesigen Glocken. Eine Welle aus weißem Feuer umgab ihn, das wie schimmernd heller Rauch wirkte und sich langsam zu einem Ring ausdehnte. Dort, wo sie die Teufel berührte, zerfielen sie zu Asche.

Cosme richtete sich auf. Unter ihm hatte sich ein Symbol in den Boden gebrannt; es glomm wie die Glut in einer Esse und verblasste allmählich.

Er machte einen Schritt auf die Teufel zu. Licht zog sich um ihn zusammen. Es kam ihm vor, als wäre es nicht länger etwas, das die Welt in Helligkeit tauchte. Sondern eine lebendige Masse, die er aufnehmen und für sich nutzen konnte. Wie Nebel, den er bloß einatmen musste.

Cosme griff zu, lockte das Strahlen in sich hinein. Zwischen den Fetzen schimmernden Goldes verwirbelte das weiße Licht, wie Tröpfchen aus glänzendem Metall, die auf Wasser trafen; zuerst lösten sie sich auf, dann färbten sie das Ganze. Das Licht drang in ihn ein, blähte sich in ihm auf, verdichtete sich zu purer Energie und brannte in seinen Augen, von denen er aus irgendeinem Grund wusste, dass sie nun leuchteten wie das fleischgewordene Göttliche. Doch dort, woher er das Licht aufzog, wurde die Umgebung dunkel und farblos, breitete sich kriechend aus wie nagendes Getier.

Cosme erschauerte vor Wonne. Dies war das Opfer, das er bringen musste, um die Verheerung aufzuhalten.

Wieder ertönte ein Gong, als er diese Macht entfesselte. Eine Aura der Vergeltung breitete sich um ihn aus, erfasste die nachrückenden Teufel und setzte sie in Brand wie das Feuer vertrocknetes Laub. Weder schrien noch wanden sie sich vor Schmerz; sie zerfielen einfach zu Staub, als besäßen sie keinen eigenen Willen.

Langsam hob er die Hand und vertraute auf das Licht, das ihn bis in die Fingerspitzen erfüllte. »*En el nombre del Palíndromo!* Im Namen des Palindroms!«

Seine Mandorla dehnte sich weiter aus, strahlte heller und heller. Es sah aus, als wäre er mit flüssigem Weiß übergossen worden, während er all die Helligkeit aus der Umgebung einverleibte. Gleißende Bänder bildeten sich um ihn und trieben von ihm ab wie Weinranken.

Die Teufel zuckten zurück. Aber sie konnten nicht entkommen. Auch sie würden die gerechte Strafe erfahren.

Als die Aura verging, stand Cosme inmitten eines Rings des Verfalls. Der Boden war grau, mit Staub und Asche übersät und wie ausgedörrt – selbst die verkümmerten Pflanzen trugen keine Farben mehr. Als wäre das Licht durch ein schwarzes Prisma gefallen.

Er schritt los, hielt in seinem Herzen an seinem Glauben fest und ließ sich davon durchströmen. Gott hatte ihm diese Gabe vermacht, um die Verheerung zu bekämpfen.

»Palindrom, gib mir Kraft!«

Der Himmel klaffte immer weiter auf und sanftes Tageslicht schien hindurch. Dunkelheit und Schwärze lösten sich auf wie Nebel im Morgengrauen. Die Sonnenfinsternis, eben noch von einem blutigen Kranz umgeben, verging ebenfalls.

Aus Nacht wurde Tag.

Teile der Stadt und der Mauer lagen zerbrochen da. Trümmer waren auf die Straßen gefallen und hatten sie zerschmettert, zernarbte Säulen fielen zusammen und der Boden war von Kratern durchlöchert. Es war ein Schlachtfeld.

Aber jetzt war es genug! Jetzt würde niemand mehr unter der Verheerung leiden.

Cosme streckte die Hand einem Trümmerhaufen entgegen, der ihm den Weg versperrte. Er hielt an seinem Glauben fest und bat das Palindrom um Hilfe.

Ein göttlicher Blitz schoss aus seinen Fingern und sprengte die Steine unter ohrenbetäubendem Lärm auseinander. Splitter flogen in alle Richtungen davon und ließen ein geschwärztes Loch zurück.

Die Macht des Glaubens ...

Cosme ging weiter. Aus den Ruinen, dem Schutt und dem Staub traten andere Gestalten hervor, ebenfalls umgeben von einer weißen Mandorla. Andere Gesegnete. Andere Paladine.

Sie schlossen sich ihm an. Cosme trat durch das gesprengte Tor und schritt auf das Heer der Verheerung zu, das immer noch im Tal wimmelte.

»Das Palindrom bewahrt uns!«, rief er. »Reinigen wir diese Ausgeburten der Verheerung! Wir sind die Errettung! Wir sind Paladine!«

Die anderen traten grimmig neben ihn und dankten dem Palindrom für die Macht, die es ihnen verlieh. Der Tod all der Teufel war beschlossen.

Ein Koloss stellte sich ihnen in den Weg, groß wie ein Gebäude, überwuchert mit roten Kristallflechten, in denen es pulsierte wie Adern aus Blut. Als er zuschlug, vertraute Cosme dem Palindrom.

Er umgab sich mit einem *Gottesschild*.

Ein widerhallender Gong erklang. Die Faust krachte gegen eine golden schimmernde Kuppel und zerbarst; das Rot der Kristalle hatte jegliche Farbe verloren.

Cosme machte einen Schritt auf den Koloss zu und hielt an seinem Glauben fest. Die Reinigung begann. Das Palindrom hatte ihnen eine Waffe gegeben, um die Verheerung aus der Welt zu tilgen. Dies war der Pfad der Erlösung.

Mit einem Donnerschlag entzündete sich eine weitere Welle am Himmel. Sie vertrieb die Dunkelheit, brannte all jene fort, die von der Verheerung versklavt worden waren, und tauchte das gesamte Weltenrund in warmen Schein.

Abertausende Teufel verbrannten, als das Gute triumphierte.

Mit der letzten Welle verging die Säule und alle Teufel waren verschwunden. Zurück blieben die Trümmer eines langen Krieges, der zahllose Opfer gekostet hatte. Doch die Verheerung war besiegt. Das Palindrom hatte seine göttlichen Streiter ausgewählt, um Méridor vor jeglichem Unheil zu bewahren.

Cosme empfand weder Reue noch Zweifel. In ihm lebte nur der Wunsch, dieser Berufung gerecht zu werden. Er wandte sich den anderen

zu, deren Mandorla allmählich verblasste, und wusste, dass sie entfesselt werden konnte, wenn sie es wollten. Mit dem Glaubensfunken tief in seinem Herzen.

»Paladine!« Er blickte sie nacheinander an – strahlende Gestalten in Weiß und Gold, die für das Gute einstanden. »Unser Glaube ist der Schild der Rechtschaffenheit. Unser Wille das Schwert der Vergeltung. Und unser Zorn das Feuer der Reinigung.«

Er griff zur Seite. Das Licht zog sich zusammen; es entzog der Umgebung jegliche Farben und formte einen wuchtigen, mannshohen Hammer, der in seiner Hand landete. Das fließende Gold kannte keinen Stillstand, tropfte noch vor Dunst und Feuchtigkeit.

Als Cosme die Waffe hob, ging ein durchdringendes Summen davon aus. »Wir werden das Land vom Bösen säubern und verhindern, dass die Verheerung jemals zurückkehrt. Dies ist unser Richturteil.«

Erster Teil

40 Jahre später

Valeria

Ein blutiges Rinnsal troff an dem Stahl von Vals Klinge herunter. Die Tropfen fielen auf den Marmor und sprenkelten ihn rot. Val drückte den Rücken gegen die Säule. Das nass geschwitzte Hemd klebte auf ihrer Haut. Dreißig Schritt entfernt lag der Mann, den sie eben bewusstlos geschlagen hatte. Der eine Arm war ausgestreckt und griff noch nach dem Rapier, das neben ihm lag.

Val schloss die Augen und wartete.

Alles war still.

Ein Luftzug wehte durch den Korridor und brachte den Duft von Orangenblüten und die schwüle Wärme eines sonnigen Tages mit sich. Blätter raschelten. Tauben gurrten auf dem Dachsims. Ein Fenster schnappte ins Schloss. Schritte hallten durch den Korridor. Rufe erklangen von der *Plaza Mayor* her, dem Zentrum von Candalo. Eine Hinrichtung durch die Paladine. Das wurde allmählich zur Gewohnheit.

Val öffnete die Augen und spähte hinter der Säule hervor. Der Gang war still und verlassen. Noch hatte niemand Alarm geschlagen. Noch wusste niemand, wer sich in ihre traute Villa geschlichen hatte, um die hohen Dons daran zu erinnern, dass sie trotz ihrer Mauern nicht unantastbar war. Die Mauer, die Val nicht überwinden konnte, musste erst noch gebaut werden.

Sie zählte still bis zehn, dann trat sie hinter der Säule hervor und huschte durch den Gang, dessen Boden, Wände und sogar Decke mit Marmor verkleidet waren. Dabei war diese nur eine von Dutzenden Villen, die sich im Besitz der mächtigsten Familie von Candalo befanden.

Eine Biegung folgte der nächsten und der Lärm der Menge drang ihr nun lauter entgegen. Sie war erstaunt, wie schlecht die

Sicherheitsvorkehrungen waren. Man hätte doch annehmen können, dass eine Familie wie die Marques mehr darauf achtete. Vielleicht war es das Laster der Reichen. Sie verließen sich darauf, dass niemand es auch nur wagte, sie zu bestehlen.

Niemand außer mir.

An einer Ecke blieb Val stehen und zupfte ihre *Calaca* zurecht – eine bunt geschmückte Totenschädelmaske, die sonst nur an einem Tag im Jahr getragen wurde. Die Maske lag kühl und beruhigend auf ihrer Haut wie der kalte Marmor unter ihren nackten Füßen. Der Nervenkitzel und die Anspannung ließen sie bis in die Fingerspitzen erschauern. Ihr Herz schlug schnell und ein Verlangen, tief wie Schmerz, erfasste ihr Inneres.

Der alte, gebrechliche Mann an der Seite des kürzlich verstorbenen Königs von Méridor auf dem Ölgemälde gegenüber musterte sie hochmütig. Die Marques waren die einflussreichste Familie auf dem ganzen Kontinent. Ihr Handelsimperium umspannte das gesamte Weltenrund und das Oberhaupt der Familie verkehrte seit Generationen am königlichen Hofe. Da der Herrscher keinen männlichen Erben hinterlassen hatte, hieß es, dass sie die größten Chancen hatten, den Thron zu besteigen. Deshalb sehnte sich ein Teil von ihr danach, mehr zu tun, als nur den Auftrag zu erledigen. Das wäre sie allen schuldig, die durch die Marques gelitten hatten. Aber die Zeit drängte.

Ein Schatten wurde neben ihr an die Wand geworfen, tiefschwarz und dünn wie Papier. Ihr Schatten. Der Einzige, auf den sie sich verlassen konnte. Er würde niemals fortgehen und sie im Stich lassen. Nicht so wie ihre Eltern.

Schluss damit!

Val ballte die Fäuste, bis sie knackten. Mit einem langen Atemzug vertrieb sie ihren Zorn, lockerte ihre Hände und konzentrierte sich auf den

Korridor. Von dort waren eilige Schritte zu hören. War sie entdeckt worden?

Val drückte sich flach an die Wand. Zwei Korridore, dann wäre sie an ihrem Ziel angelangt. *Er* hatte zwar gesagt, dass es ein geradezu unmöglicher Auftrag war, den er nicht einmal seiner talentiertesten Diebin anvertrauen würde, aber sie hatte nicht widerstehen können.

Ein Diener in schlichtem Leinen bog in den Gang. Ihm folgten zwei Wachen in rot-schwarz gestreiften Uniformen – die Farben des Hauses Marques. Die Hellebarden in ihren Händen und die Rapiere an ihren Hüften funkelten gefährlich und ihre grimmigen Gesichter bewiesen, dass sie zu allem entschlossen waren. Die Männer hielten direkt auf sie zu.

Val blickte sich um. Sie könnte einen Umweg nehmen, aber das Zeitfenster war eng. Jeder Augenblick, den sie zögerte, war einer zu viel. Außerdem sollte gleich die Hinrichtung beginnen. Dann musste sie verschwunden sein.

Jetzt oder nie.

Val streckte die Finger aus und zog die Schatten an sich, als griffe sie in nebligen Stoff hinein. Dann verwob und verdrehte sie die schwarzen Fäden, als knüpfte sie einen Mantel an einem Webstuhl, bis er ihr um die Schultern fiel. Eine kühle Leere schmiegte sich um sie, nahm sie mit in das Reich der Schatten, wo es weder Hoffnung noch Furcht gab. Die Umgebung verdunkelte sich und verlor jegliche Farbe, als wäre sie allen Lebens beraubt worden.

Damit verschwand Val vom Angesicht der Welt.

Fast wurde sie durchscheinend, als wäre sie nur ein Fleck auf einem Gemälde dieser Stadt. Sie verschmolz mit ihrem Schatten und wandelte nun auf anderen Pfaden, die gewöhnlichen Menschen verborgen blieben.

Die Schritte kamen näher. Val duckte sich. Ihr Atem ging heftiger und ein Kitzel erfasste sie, tief und uralt. Stille umfing sie. Kälte breitete sich

in ihr aus, füllte ihr Herz. Ihre Furcht wurde aufgesogen wie von einem Schwamm, bis nichts mehr davon übrig war. Das war das Opfer, das sie bringen musste, um die Schatten zu bändigen.

Die Männer rauschten knapp an ihr vorbei. Niemand sah oder hörte sie.

Val hüllte sich weiter in ihren Schattenmantel und huschte los. Völlig lautlos begab sie sich zu einer Tür am Ende des Ganges und machte sich am Schloss zu schaffen. Silberschnell hatte sie es geöffnet und glitt lautlos in den Raum dahinter.

Das Zimmer war üppig und von der Art, wie es sich nur die Reichsten leisten konnten. Die Möbel waren aus Mahagoni gefertigt, die goldbestickten Seidenvorhänge an der großen Fensterfront ließen Streifen an Tageslicht herein und die Wände zierten kunstvolle Ölgemälde der größten Maler des Reiches. Selbst die Vasen auf den Kommoden mussten ein Vermögen wert sein. Aber Val war nicht deshalb hier.

Sie huschte durch das Zimmer, duckte sich hinter dem wuchtigen Schreibtisch und zog die Schubladen heraus. Da sie nicht länger als nötig mit ihrem Schatten verschmolzen sein wollte, legte sie den Mantel ab, als ließe sie hauchdünne Fäden los. Die Kälte verging, die Welt wurde heller und bunter und die Stille wich dem Lärm der Stadt, der durch das offene Fenster hereindrang. Nun wurde ihr Schatten wieder flach wie Papier auf den Boden geworfen.

»Wo bist du?«, flüsterte sie und tastete die Schubladen ab. Wenn man sich auf eines verlassen konnte, dann darauf, dass jeder Adlige, der etwas auf sich hielt, ein Geheimnis wahrte. Und dieses hatte zumeist mit dem goldenen Schmierstoff zu tun, der die Getriebe des Reiches am Laufen hielt.

Val suchte weiter, griff in die unterste Schublade hinein, ertastete einen kleinen Knopf und drückte.

Ein Klicken ertönte und ein verborgenes Fach sprang heraus. Als sie den Auftrag angenommen hatte, war von etwas von unschätzbarem Wert die Rede gewesen. Sie hatte auf ein Juwel, eine Kasette voller Schmuck oder gar die Beschreibung einer Schatzkarte gerechnet.

Aber nicht mit einem Schlüssel.

Vorsichtig nahm Val ihn heraus und hielt ihn ins Licht. Er war antik, die Bronze an vielen Stellen grün angelaufen, die Rillen im Halm geschwungen und der Bart zu winzigen Verzahnungen geschliffen. Die Reite war durch Dutzende Ringe zusammengesetzt und mit winzigen Symbolen versehen, viel zu kunstvoll für so etwas Gewöhnliches wie ein Schlüssel.

»Welches Geheimnis birgst du?«, murmelte sie und drehte ihn hin und her. In den vergangenen Jahren hatte sie schon mit vielen Geheimnissen zu tun gehabt und nicht wenige davon gelüftet. Aber das hier war etwas ganz anderes. Warum war *er* so versessen darauf, den Schlüssel in die Hände zu bekommen? Und für welches Schloss war er gedacht? Was, wenn ...

Die Tür knarrte.

Rasch drückte sie die Schubladen zurück, steckte den Schlüssel ein und duckte sich.

Die Tür wurde geöffnet. Jemand betrat das Zimmer.

Val griff nach den Schatten, wob sie zu einem Mantel und warf ihn über. Sofort wurde die Welt wieder dunkel, still und eisig kalt, als wäre sie aus dem Licht in die tiefste Dunkelheit getreten.

Sie spähte hinter dem Schreibtisch hervor. Die Tür stand einen Spaltbreit offen. Ein Mann stand mit dem Rücken zu ihr vor einer Kommode. Er war groß und hager und trug in seinem schwarzen Gewand aus Brokat, das mit silbernen Stickereien durchzogen war und auf Brusthöhe das Familienwappen bildete: einen roten Stier. Sein dunkles, gelocktes Haar war geölt und ein gepflegter Bart umrahmte seinen schmalen Mund.

Als sie den Parierdolch aus ihrem Gürtel zog, zitterten ihre Hände. Er besaß zwei Fangkerben an der Klinge und einen Handschutz. Die Blutstropfen ihres letzten Opfers klebten noch daran.

Sie atmete zu laut; alles, was sie gelernt hatte, geriet in ihrem Kopf durcheinander. Aber der dumpfe Lärm der Menge von draußen übertönte sie. Ihre Knöchel wurden weiß, so fest umklammerte sie den Griff, während sie den Don aus ihrem dunklen Winkel beobachtete. Sie konnte nicht atmen. Sie konnte nicht sprechen. Sie wollte, dass es nie begann und nie endete.

In ihrer Erinnerung war sie wieder in ihrem Heim. Ein kleines Kind, kaum fähig zu verstehen, was um sie geschah. Mutter, die sie fortnahm. Vater, dessen Worte nicht zu ihr durchdrangen. Und dann Mutters Tod. Wie Vater über ihrem Leichnam stand, während Val alles mitbekam. Wie sie alleingelassen wurde und in eine Welt hinaustrat, deren Regeln sie nicht kannte ...

Konzentriere dich!

Der Mann goss sich ein Glas aus einer Weinkaraffe voll. Er hob es, hielt inne, und ließ es wieder sinken. Dann, ganz langsam, wandte er sich um.

Und blickte sie an.

Val erschrak so sehr, dass sie beinahe aufgesprungen wäre. Aber er konnte sie nicht sehen. Niemand konnte das!

Er blickte immer noch in ihre Richtung. Schließlich nippte er an seinem Glas, stellte es ab und ging zu seinem Schreibtisch. Obwohl er nahe an ihr vorbeikam, bemerkte er sie nicht. Val atmete erleichtert auf, hielt den Parierdolch allerdings weiter gepackt.

Der Mann wühlte in seinen Ablagen und zog etwas heraus. Eine Schriftrolle, die mit Namen und Zahlen beschriftet war. Val entfernte sich ein wenig und drückte sich in die Ecke. Er bückte sich und betätigte den Knopf in der untersten Schublade.

Das Geheimfach sprang heraus.

Er blinzelte. »Zur Verheerung!« Hektisch suchte er seinen Schreibtisch ab und stieß eine Reihe von Flüchen aus, die sie einem Don nicht zuge-
traut hätte. Es klirrte, als er sein Glas zu Boden schmetterte. Kostbarer
Wein sickerte in den Teppich.

Val packte den Dolch noch fester.

Der Mann eilte zur Tür und drückte die Klinke runter.

Und zögerte.

Langsam drückte er die Tür zu und drehte den Schlüssel im Schloss. So
verharrte er einige Atemzüge, regungslos, wie festgewachsen. »Ich weiß,
dass du da bist.«

Vals Herz machte einen Satz. Aber sie blieb, wo sie war: in einer Ecke
nahe am Fenster, nicht mehr als ein Schatten.

Der Mann drehte sich um und suchte den Raum ab. Natürlich gab es
Gerüchte über die Einbrecherin, die heimlich und unentdeckt in den Vil-
len der einflussreichsten Familien Méridors ihr Unwesen trieb, aber keine
Schätze stahl. Nicht einmal Gold. Sondern ausgewählte Gegenstände, die
für ihre Besitzer einen hohen Wert besaßen.

»Wo bist du?«, flüsterte er und schritt durch den Raum. »Bist du eine
von ihnen?« Er trat neben den Schreibtisch, nur zwei Meter von ihr ent-
fernt. »Bist du eine Gestalt der Mythen? Ein Assassine?«

Nein, davon war sie weit entfernt. Wenn es die Gilde wirklich gab, hielt
sie sich sogar besser verborgen als sie.

Der Don ging weiter umher, suchte nach ihr, doch fand er sie nicht. Er
überprüfte die Fenster, legte die Riegel vor und kehrte zum Schreibtisch
zurück.

»Du bist noch hier, nicht wahr? Du bist hier und versteckst dich wie ein
Feigling! Ich wurde vor deinem Kommen gewarnt, Schurke. Bist du einen
Pakt mit der Verheerung eingegangen?« Er kam ganz nahe an ihr vorbei;

so nahe, dass sie ihn mit ausgestreckter Hand hätte berühren können. »Bist du ein Geist der Verfluchten? Du hast keine Ahnung, was du mir stehlen willst!«

Das wollte sie auch nicht herausfinden. Als er zu ihr zurückkehrte, bewegte sie sich ein wenig zur Seite und drückte sich noch mehr in die Ecke.

Ein Ruf ertönte aus dem Gang. Stiefel polterten und Ausrüstung klapperte. Ein Klopfen an der Tür.

Der Don marschierte durch das Zimmer und schloss sie auf. Worte wurden gewechselt – zu leise und unverständlich für Val. Der Mann drückte die Tür wieder zu und nun ging sein Blick gründlicher durch den Raum, als suchte er nach etwas, das er übersehen hatte. Also hatten sie den Bewusstlosen gefunden. Er wusste, dass sie hier war. Jetzt waren es nur noch er und sie, ein Atemzug um den anderen. Sein Ende oder ihres.

»Zeige dich, Schurke, und ich schwöre im Namen des Palindroms, dass ich dich verschonen werde. Aber wenn du mir nicht meinen Besitz aushändigst, werde ich einen Paladin rufen und du wirst dich am Galgen wiederfinden!« Er stürmte zum Schreibtisch und fegte seine Sachen mit einem wütenden Schrei hinunter. »Weißt du denn nicht, wer ich bin? Weißt du denn nicht, welchen Einfluss ich besitze? Ich bin Don Damian de Marques! Der Sohn von Don Vicente de Marques und Erbe des Hauses!«

Und wenn er der König persönlich wäre, es brauchte schon mehr, um sie zu beeindrucken.

Wie ein Wahnsinniger riss er die Schubladen auf, wühlte in seinem Schreibtisch und zog einen Dolch heraus. Eine schöne Waffe mit juwelenbesetztem Knauf und gebogener Klinge, wie man sie sonst weit im Süden fand. Ein Pesh-Kabz, der dazu diente, einen Schwur einzulösen, der mit einem äußerst blutigen Ende eingefordert wurde. »Zeige dich!«, brüllte er und ihm quollen wie bei einem Verrückten die Augen aus den Höhlen.

Zitternd und zögernd wartete sie in der Dunkelheit, die Finger um den Dolch verkrampft. Unerträglich lang. Sie hatte noch nie jemanden getötet, aber sie war bereit, sich bis zum Tod zu verteidigen. Dann erinnerte sie sich daran, wer dieser Mann war, wofür er stand und dass alles, woran sie all die Jahre gearbeitet hatte, zusammenbrechen würde, wenn sie versagte. Der Schlüssel wog auf einmal doppelt so schwer. Sie musste den Auftrag beenden.

Und so riss sie sich zusammen, warf den Schattenmantel von sich und trat vor.

Er keuchte und taumelte zurück, als sie vor ihm erschien, ein Totenkopflächeln anstelle ihres eigenen. Noch nie zuvor hatte sie jemanden gesehen, der so viel Angst hatte. Noch nie in ihren siebzehn Jahren.

»Im Namen des Palindroms«, hauchte er und hielt den Pesh-Kabz wie einen Schild vor sich. »Wer bist du?«

»Leben oder Tod?«, fragte sie mit Grabesstimme.

Er zögerte. Sie konnte sehen, wie es in seinem Kopf arbeitete. Männer wie er ließen sich nicht unter Druck setzen. Eher brach die Verheerung aus, als dass er sich von einer Fremden in seinem Heim bedrohen ließ. Als ein finsterer Ausdruck über sein Gesicht glitt, wusste sie, wie er sich entschieden hatte.

Mit einem Schrei stach er zu. Sie parierte den Angriff, machte eine rasche Seitwärtsbewegung, als sich sein Dolch in der Fangkerbe verkeilte, und riss ihm die Waffe aus der Hand. Scheppernd landete der Pesh-Kabz auf dem Boden. Sie wirbelte an ihm vorbei und trat ihm seitlich gegen das Knie, das knackend wegschnappte. Damian knickte schreiend ein.

Hinter der Tür erklangen Stimmen. Jemand hämmerte dagegen. »Don Damian, ist alles in Ordnung?«

»Der Dieb ist hier!«, rief er und stand schwankend auf.

Ein Trommeln an der Tür; sie erzitterte unter den Stößen. Val blickte sich gehetzt um. Der einzige Ausweg wäre das Fenster, aber sie befand sich im höchsten Stockwerk.

Was jetzt?

»Ich werde dich hängen lassen!«, knurrte er und wankte auf sie zu. »Die Verheerung soll dich holen! Denn ich bin ...«

Val trat ihm zwischen die Beine. Er keuchte und sackte zusammen. Dann warf sie sich auf ihn, drückte ihn mit den Knien auf den Boden. Er klammerte seine Finger um ihre Handgelenke. Sie drückte den Dolch an seine Kehle. Er zappelte, trat um sich und zischte, versuchte sie wegzudrücken, aber sie gab nicht nach. Seine Augen waren vor Panik und Verzweiflung weit aufgerissen, als er über ihre Maske kratzte, um sie ihr herunterzureißen.

Val schlug ihm ins Gesicht. Eins, zwei, drei – immer wieder, bis seine Nase mit einem Knacken brach und Blut herausschoss.

Er keuchte. »Du wirst ... sterben!«

Sie zögerte, ihren Dolch immer noch an seinem Hals. Wenn sie ihn tötete, würde man sie jagen. Vielleicht würden sich die hohen Häuser zusammenschließen, nachdem einer ihrer Erben ermordet worden war. Nein, das konnte sie nicht zulassen. Ein Diebstahl und nicht mehr.

Die Türangeln erzitterten. Etwas rammte mit Wucht dagegen. Menschen riefen durcheinander.

»Du kannst nicht entkommen, Dieb!« Verachtung lag in seinem Blick. »Gib mir zurück, was du gestohlen hast!«

Sie beugte sich zu seinem Ohr. »Du bist Abschaum wie alle Marques.«

»Du kannst es nicht, oder? Du kannst nicht töten!«

»Du bist es nicht wert.« Sie ließ ihn los, federte hoch und wirbelte herum. Mit zwei Schritten war sie am Fenster und hebelte es auf. Als sie es aufriss, blendete sie das Tageslicht und die Geräusche der Stadt

brandeten ihr entgegen. Nur eine Straße entfernt, am Rande der Arena, befand sich der große Platz. Die Hinrichtung sollte offenbar gleich beginnen. Das Zimmer, in dem sie sich befand, bildete das dritte Stockwerk und die Straße war viel zu weit entfernt. Über die Fenstersimse könnte sie herunterklettern, aber das würde zu viel Zeit beanspruchen. Zu lange ... zu lange ...

Wie es der Zufall wollte, flog in diesem Augenblick die Tür auf. Ein Dutzend Wachen strömte herein und half dem verletzten Don auf die Füße.

»Ergreift den Dieb!«, brüllte er.

Val blickte über die Stadt. Sie beherrschte die Technik noch nicht richtig. Es war ein Wagnis. Doch ihr blieb keine andere Wahl.

Wieder griff sie nach den Schatten und verwob sie rasend schnell. Dieses Mal gerannen sie zu schwarzen Flügeln wie die eines Raben.

Ein Bolzen zischte haarscharf an ihr vorbei und verschwand über den Dächern der Stadt.

Val sprang.

Der Wind blies ihr entgegen und trieb ihr die Tränen in die Augen. Val hielt den Atem an, breitete die Arme aus und vertraute auf ihre Gabe.

Schattenflügel klappten aus und bremsten ihren Fall mit einem mächtigen Ruck ab. Aber sie fiel immer noch und das Pflaster kam rasend schnell näher. Val riss die Arme vor das Gesicht ...

Das Pflaster traf sie wie ein angreifender Stier, prügelte ihr all den Verstand aus dem Kopf, während sie sich überschlug und die Welt sich verschwommen um sie drehte. Licht explodierte in ihrem Kopf. Sterne tanzten vor ihren Augen und ein Schmerzspeer schoss durch ihre Rippen. Stöhnend blieb sie liegen und starrte in den Himmel. Über ihr, ein ganzes Stück entfernt, sah Damian aus dem Fenster. Ihre Blicke kreuzten sich. Er schrie und zeigte auf sie.

Val kämpfte sich hoch. Jeder Atemzug stach in ihrer Brust. Ihr Rücken, ihre Seite, ihre Rippen und ihre Schulter brannten wie Feuer, aber es war nichts gebrochen. Ganz anders stand es um ihre Maske, von der ein Teil abgesplittert war.

Passanten verharren in der Nähe und tuschelten. Val griff nach den Schatten und warf sich einen Mantel über.

Sie stolperte los, stieß die Passanten zur Seite, die überrascht aufschrien, und kämpfte sich über die Straße. Ihr rechter Knöchel war verdreht und schickte lähmende Stiche bis in ihre Hüfte. Die Kälte und Stille des Schattenreiches zehrten an ihr und raubten ihr die letzten Kräfte.

»Weiter ... immer weiter ...«

Sie gelangte an eine Kreuzung und entschied sich für die abgedunkelte Gasse, über die Wäscheleinen gespannt waren. Dort konnte sie endlich den Schattenmantel ablegen und ins Diesseits zurückkehren. Erleichtert atmete sie auf, rutschte mit dem Rücken an der bröckligen Fassade hinab. Aber sie war noch nicht in Sicherheit. Sie musste weiter!

Val kämpfte sich auf die Füße und schleppte sich weiter. Aus der Ferne erklang der Lärm von der *Plaza Mayor* her. Aus der anderen Richtung ertönten die Rufe ihrer Verfolger. Der Don hetzte ihr anscheinend eine ganze Garnison auf den Hals. Als sie aus der Gasse trat, fiel gedämpftes Sonnenlicht auf ihre Haut. Neben einem Torbogen blieb sie stehen und atmete erschauernd aus. Vorsichtig nahm sie den antiken Schlüssel aus ihrer Tasche. So viel Aufhebens wegen dieses unbedeutenden Gegenstandes, aber *er* hatte sie nicht grundlos auf diese Mission geschickt. Er dachte stets drei Schritte voraus und zwei zurück.

Allerdings hatte sie beim Sturz aus dem Fenster ihre Waffe verloren. Der Dolch würde dem Don wohl kaum etwas bringen, trotzdem war es schade um das kostbare Stück. Sie schob den Schlüssel zurück.

Als sie loshumpelte, stieg die Erinnerung an die Furcht in den Augen des Dons auf. Sie war erfrischender als ein Schluck Rioja, erfüllender als ein gelungener Raub und schöner als der Sonnenaufgang über den rot ziegelten Dächern Candaloz'. Das war alle Mühen wert gewesen. Sie war verletzt. Aber sie war zufrieden. Fast zufrieden.

»Meine Rache rückt näher ...«, murmelte sie und betrachtete ihren Schatten. Das hier war ein weiterer Schritt auf ihrer Suche. Ein weiterer Schritt, um die Geheimnisse ihrer Gabe zu lüften.

Ein weiterer Schritt, um herauszufinden, wie sie die Mörder ihrer Eltern bestrafen konnte.